



1924-03-02

## Neue Romane.

Marianne Trebitsch-Stein

Follow this and additional works at: [https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf\\_essay](https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay)

 Part of the German Literature Commons

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19240302&seite=31&zoom=33>

---

### BYU ScholarsArchive Citation

Trebitsch-Stein, Marianne, "Neue Romane." (1924). *Essays*. 1470.

[https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf\\_essay/1470](https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/1470)

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact [scholarsarchive@byu.edu](mailto:scholarsarchive@byu.edu), [ellen\\_amatangelo@byu.edu](mailto:ellen_amatangelo@byu.edu).

## Neue Romane.

Von **Marianne Trebitsch-Stein.**

Mit Büchern ist es wie mit Menschen. Zumeist bewegt sich, was man kennen lernt, in bestem Falle auf der Mittellinie. Wie neue Freundschaften im Leben, so selten sind die wirklich guten Bücher, die eine Probe des Sichvertiefens, des Sichbesinnens in jeder Stimmung unseres Gemüts still bestehen. Je weiter dann die Kurve unseres Daseins reicht, um so enger läuft die Bahn der Bücher und der Menschen, die wir lieb gewinnen, die uns Weggenossen werden. Doch immer wieder treibt der alte, oft auch müd-gehetzte Wahn nach neuem Sicherschließen-Wollen, und immer wieder greift man nach dem neuen Buch. So pflegt man denn geselligen Verkehr mit neuen Büchern, neuen Menschen, streckt dann und wann die Taster suchenden Empfindens aus, um meist entmutigt und enttäuscht ins Schneckenhaus der alterprobten Freundschaften zurückzufinden.

Hat man einmal den schmalen Pfad vom Jugendland zum reifen Lebensalter überschritten, so wandeln sich die Emotionen, die man in Büchern und in Menschen sucht. Allmählich wird die Reinheit der Gefühle, wird das Greifen nach dem Ewigkeitsgedanken, wird die Lauterkeit des ethischen Empfindens, die niemals nur als Maske wirken darf, dasjenige, das uns in wahren Menschen und in wahren Büchern den grauen Alltag rosig überschleiern helfen soll... Auch unter Büchern wie unter Menschen gibt es stille Seelen, tiefe Denker, dann wieder Bluffer, die sich aufblähen, seichte Dinge schwatzen und dabei, weiß Gott, wie klug zu sein glauben. Auch unter Büchern gibt es Abenteurer, Rastaqueros, Dandys der Moderne, dann wieder anspruchslose Leutchen, die damit zufrieden sind, wenn sie im trüben Wasserlein der hergebrachten Familienblattromantik munter plätschern dürfen. Spaßvögel gibt es und Tränensäcke; Realisten, Träumer; oberflächliche Naturen, geile Gesellen; und ganz selten nur die ernsthaften Beschauer dieses Endchens Ewigkeit, die ihre kurze Spanne irdischen Begreifens nicht nur als einen Ausflug ins Alltägliche betrachten.

Da man einstweilen noch in Deutschland—obgleich es damit bald ein Ende haben muß—das neue deutsche Buch, ohne sonderlich strenge Auswahl des Besten vom Guten, den Werbeweg nach neuer Freundschaft schicken konnte, gibt es so mancherlei daran zu lesen und vielerlei—noch immer—das besser ungedruckt geblieben wäre.

Die längere Defilierung vom Büchertisch soll heute Gustav Renkers Roman „*Einsame vom Berge*“ (Grethlein & Co., 1923) beginnen, womit noch nicht gesagt sein will, daß gerade dieses Buch restlos anzuerkennen wäre. Doch faßt es das Problem des Menschleinmikrokosmos in die Allnatur, die Seele Gustav Renkers sucht nach dem Ewigkeitsgefühl, wenn ihm der Ausdruck auch des öftern fehlgelingt.

Ihm, dem bekannten Schweizer Alpinisten, bedeutet die wild ergreifende Erhabenheit der Bergnatur ein erziehliches, die Menschheit läuterndes Moment. Jeder Bergaufstieg ist ihm ein Kirchengang, das ewige Eis singt ihm Chorale Harmonie gewordener Ewigkeit. Seine Vertrautheit mit den Höhen und Firnen, die wahrhaft priesterliche Liebe zu den gotischen Domen seiner Berge prädestinierte ihn, neutraler Zeuge jener zähen, heldenhastigen Kämpfe an den Alpenfronten zu werden. Da strebten Felsenburgen zu steiler Höh', da lagen Scharten, Hütten und Kare, polterten Lawinen zu Tal, da fanden stille Helden, im Dreikampf gegen Feind, Völkerhaß und wilde Berggefahr, über schmale Felsengesimse, über rissige Firne, über rollendes Urgestein zu sich selbst und zur Menschenliebe zurück. Die Schartenkaverne, in der sich Jakob Greuther, die grüblerische Herrennatur, Ulrich Lonzer, der schwärmerische Träumer, und Sandrissler, der Kärntner Bergführer, zu aufrechter Stärke verklärten, konnte auf vielen Höhenzügen Kärntens und Tirols gestanden sein. Viele kleine Etappenstädte waren, wie das kleine Städtchen dieses Buches, ein Babel der Wollust, ein letzter lebensfroher Aufschrei vor dem Tode. Das alles wäre gut und richtig gesehen, das alles wäre an sich Erfüllung gewesen, wie jeder reine Gedanke, jede Sehnsuchtsfrage, jeder Gedanke an Gott an sich Erfüllung ist. Nur gebärden sich die Menschen hier zu oft wie Typen—Schemen Gustav Renkers, nur sprechen sie zu oft die Sprache einer mechanischen Platte, die Gustav Renkers Stimme wiedergibt. In vielen langen Spalten ist es eine Auseinandersetzung des Autors mit sich selbst. Wahre Menschenschilderei muß differenzieren können. Deshalb wirkt Sandrisslers Figur so arg verzeichnet; nur deshalb wollen die Frauengestalten nicht recht lebendig werden. Die gute Absicht des Buches aber—der reine Sinn—ist mehr als viele andere geben.

Im gleichen Verlage auch (Grethlein & Co.) geht Leo v. *Meyenburg* mit seinem satirisch übertünchten Erstlingsroman „*Gilles der Weichherzige*“ die große Moralfrage Menschenliebe von der expressionistisch-modernen Seite an. Wie Watteaus italienische Komödienfigur tritt Meyenburgs Gilles ins irdische Dasein. Als er auf die Welt kam, meint sein Schöpfer, hätte er wie eine bleiche Sonne ausgesehen, die „als fahler Fleck am nassen Himmel schimmert“. Weiß gepudert war dann späterhin sein Angesicht, zu weit der mondenfarbene Rock, phantastisch kurz erschienen auch die Pantalons, da seine dünnen Beine viel zu lang geraten waren, genau so wie die Wünsche seiner Sehnsucht, die Träume seiner Nächstenliebe. So wandert diese Clownfigur, als reiner Tor am expressionistischen Gängelband geführt, durch Schenken und das Jahrmarktleben der modernen Stadt, wird von Harlekin (dem Materialisten) zum besten gehalten, von Mezzetin (dem Skeptiker) beneidet. In eine lebensgroße Puppe (E. T. A. Hoffmann-Reminiszenz) träumt er die Reize aller Isabellen, indes der Harlekin ihm Colombine vor der Nase wegschnappt. Erstaunlich hübsche Dinge stehen neben Plattitüden, Bildhaftes neben Mörtelmauerwerk. Unausgegorener Wein fließt mit phantastischer Erkenntnis aus der gleichen Quelle,

duftiger Idealismus liegt über faulige Gosse gebreitet. Im großen und ganzen eine begabte, nach dem Märchen zwinkernde Clownerie, die Hermann Teirlincks „Johann Doxa“, Szenen aus dem Leben eines Brabanter Gotikers, dem Anschein nach nicht ohne Nutzen gelesen hat. Karl Hügin's Federzeichnungen bemühen sich, ihren Mangel an Können hinter modern-verfehlter Linienführung zu kaschieren; das sonst hübsch ausgestattete Büchlein wäre ohne diesen „Buchschnuck“ gefälliger zu lesen.

Mathilde *Stubenberg* hingegen (früher Gräfin Stubenberg-Tinti) bleibt mit ihrem Frauenroman „*Olga Maria*“ (Verlagsanstalt „Tyrolia“, 1923) in den Grenzen der guten Gesellschaftserzählung. Sie durfte und wollte vermutlich gar nicht moderner wirken, als es die Menschen und Dezenmen waren, die sie hier wieder zu beleben kam. Verarmter Adel, Bürgerliche, Pußtaherren unserer alten Monarchie um die Wende des Jahrhunderts. Pußtasorgen, Wiener Geselligkeit, Rivieragestade! In diese drei Kapitel fängt Mathilde Stubenberg ein Frauenleben, ihre rührende Geschichte der schönen, sanften, klugen Olga Maria Fersen, die junge Herzensliebe ramponierter Familienehrenrettung opfert und dem alten Onkel Béla Szenthély v. Szenthély-Falvá treu in eine müde Ehe folgt. Hübsch und glatt führt der Fabulierungsfaden durch das ganze Buch. Es ist ein österreichischer Entwicklungsroman von guten Tendenzen, romantischer Spannung und lebenswahren Charakteren bis an das Ende getragen.

Einen anderen Weg ins alte [Österreich] ist Rudolf *Greinz* mit „*Fridolin Kristallers Ehekarren*“ (L. Staackmann Verlag, 1923) gefahren. Wer Innsbruck, diese Stadt der köstlichen Kontraste liebt, wer nicht nur als Tourist für wenige Tage in irgendeiner Karawanserei gelebt hat, wer neben dem großen Fremdenzug der Maria Theresienstraße auch Hötting kennt (die „Kotlackchen“, wie's die Innsbrucker gern heißen), den Saggen, Wilten und nicht als letztes Pradl mit seinem erst kürzlich begrabenen Bauerntheater, der bringt für diese fröhliche Satire des „Tuifelemalers“ Rudolf Greinz die richtige Stimmung mit. Ein humoristisch-kleinstädtischer Schelmenroman aus den fünfziger Jahren, dem die Situationskomik der Bauernkomödie oftmals in den Nacken schlägt, kommt angekarrt. Ganz reizend vielversprechend, vielleicht zu viel versprechend, die Schilderung der alten Landidylle Bradl, gleich im ersten Kapitel! Wie der Dorfbrunnen auf dem Platze, so plaudert Rudolf Greinz von diesem Dörfel: versonnen, lockend, behäbig. Da keuchte noch keine Eisenbahn im Land Tirol. Eine Holzbrücke führte die Stadtlinger über die Sill. Bauernhäuser größten hinter blühenden Blumen, hinter dickbauchigen Nelken und baumelnden Fuchsien hervor. Hier lud der „Bruckenwirt“ zu gastlichem Trunk, dort neben dem Ingram-Schlüssel stand der „Lodronische Hof“; langgestreckt, gelb mit grünen Jalousien. Im Extrastüberl aber, an jedem Samstag abend, fanden sich die Honoratioren des alten Dörfels Pradl zur „Reckengilde“ ein. Kassian Torggler, Kirchenmaler, auch Don Scirocco genannt, weil ihn der höllische Südwind immer

so himmelherrgottsakrisch fluchen machte, war mit von dieser edeln Kumpanei, Christian Höllriegel war dabei, ein junger Student mit leeren Taschen, leerem Magen und vollem Herzen, der die geistige Kost für die wüste Romantik der Pradler Ritterstücke beizustellen pflegte, und auch er sollte von der Tafelrunde sein, Fridolin Kristaller, k. k. Kanzlist i. P., sollte und wollte es, sofern ihn der dorf- und stadtbekannte Ehedrache Barbl nicht gar zu fest am Zügel ihres Ehekarrens hielt. Als heiter-satirische Guckkastenbilder des Tiroler Kleinbürgertums, zuweilen derb, zumeist nur harmlos lustig wechseln dann die Schelmenstreiche dieser Ehe. Nicht so ätzend bitter wie der Satiriker Sepp Schluiferer in „Fern von Europa“, dennoch nicht gerade mit süßer Honigbutter sagt Rudolf Greinz den engsten Nachbarsleuten seiner Jugend (Greinz ist in Pradl geboren und lebt in Innsbruck) heitere und giftige Wahrheit. Nur im Land Tirol, mag sein sogar auch ein Stückchen weiter über die Grenze, wo ihn Ludwig Thoma gezeichnet hätte, konnte Fridolin Kristallers Schlußapotheose als „heilig-mäßiger“ Mensch wirksam aus der Werkstatt eines Satirikers aus Tageslicht. Diese letzte übersteigerte Situation des Schelmenromans, dieser fromme heitere Schwindel wird und muß nicht jedermanns Sache sein.

Mit dem Studenten Christian aus „Fridolins Ehekarren“ hat Arnold *Höllriegel* wohl nur den gut österreichischen Namen gleich. Mit Rudolf Greinz jedoch führt ihn der Geist der Satire, der hinter Kulissen und Menschen sehen will, zusammen. Vor zwei Jahren schon gab es einen Filmroman „Die Filme der Prinzessin Fanloche“ von ihm zu lesen, der amüsant und gewandt geschrieben war. In Heines Wunderland der Phantasie nach „*Bimini*“ (Rudolf Mosse, Buchverlag, 1923) geht diesmal die seltsame Reise. „Auf der Insel Bimini quillt die allerliebste Quelle, fließt das Wasser der Verjüngung...“ Nach Heines Insel Bimini! Wo aber ist denn dieses Bimini? Was gibt es dort zu schauen? Gar wunderliche Dinge immerhin: Verschwörungen, gelbe Soldaten, schöne Frauen, blaue Lichter. Soll das wohl den Dänen Olaf Jaspersen dran hindern wollen, dort den Abenteuern nachzuspüren? Welche Qualen, welche wilden Aventüren, welche revolutionäre Schlachten und Kabalen Jaspersen ertragen, miterleben und mitansehen muß, bis er endlich zur [Erkenntnis] dessen kommt—was der Leser lange Zeit schon ahnt—daß die ganze Republik hier Jimmy Goldsteins Filmstadt ist, das liegt mit viel phantastischem Humor und richtiger phantastischer Satire hingeworfen. Das Hübscheste und Klügste aber scheint die einzig ernste Stelle dieses kleinen Buches: „Ich werde den Lauf der Welt nicht ändern,“ sagt Olaf Jaspersen gegen das Ende hin. „Seitdem ich Bimini verlassen habe, ist mir in schlaflosen Nächten eine große Wahrheit aufgedämmert. Dieses Bimini, von dem ich Ihnen erzählt habe, ist wohl ein äußerster Fall, ein extremes Beispiel; aber sind heutzutage nicht alle Länder dieser Welt mehr oder weniger—Bimini? Beobachten Sie das Leben, das wir jetzt führen, die melodramatischen und phantastischen Ereignisse, die uns seit einigen Jahren überwältigen—ist das nicht Bimini wie es lebt? Ich werde den Verdacht nicht los, daß

hinter all dem ein Kinoregisseur verborgen ist, dem kein Krieg wild genug sein kann, keine Revolution heftig genug, keine Hungersnot hart genug. Ist das alles nicht von einem mäßig begabten Schauerdramatiker des Kinos erfinden, ist das nicht schon die *Verfilmung der Welt?*“

Gedankenschwere Worte irgendwelcher Art geben Heinz *Tovotes* „*Suse Gaudi*“ (Dr. Eysler & Co., Berlin, 1923) absolut nichts zu schaffen. Unwahr aufgetragene Realistik, seichte Verruchtheit, der flüchtig hingeschriebene Erzählerton, das alles wirkt verstimmend. Vielleicht auch ist man nach dem Kriege gegen derlei Berlin *W.-Romantik* unduldsam geworden....

Neue Romane? Bücher sind wie Menschen! Zumeist bewegt sich, was man kennen lernt, im *besten* Falle auf der Mittellinie.

## Neue Romane.

Von Marianne Trebitsch-Stein.

Mit Büchern ist es wie mit Menschen. Zumeist bewegt sich, was man kennen lernt, in bestem Falle auf der Mittellinie. Wie neue Freundschaften im Leben, so selten sind die wirklich guten Bücher, die eine Probe des Sichvertiefens, des Sichbestimmens in jeder Stimmung unseres Gemüts still bestehen. Je weiter dann die Kurve unseres Daseins reicht, um so enger läuft die Bahn der Bücher und der Menschen, die wir lieb gewinnen, die uns Weggenossen werden. Doch immer wieder treibt der alte, oft auch müdgehetzte Wahn nach neuem Sicherschließen-Wollen, und immer wieder greift man nach dem neuen Buch. So pflegt man dem geselligen Verkehr mit neuen Büchern, neuen Menschen, streut dann und wann die Tafter suchenden Empfindens aus, um meist entmutigt und enttäuscht ins Schneckenhaus der alterprobten Freundschaften zurückzuführen.

Hat man einmal den schmalen Pfad vom Jugendland zum reifen Lebensalter überschritten, so wandeln sich die Emotionen, die man in Büchern und in Menschen sucht. Allmählich wird die Reinheit der Gefühle, wird das Greifen nach dem Ewigkeitsgedanken, wird die Lauterkeit des ethischen Empfindens, die niemals nur als Maske wirken darf, dasjenige, das uns in wahren Menschen und in wahren Büchern den grauen Alltag rosig überstreifen helfen soll. . . Auch unter Büchern wie unter Menschen gibt es stille Seelen, tiefe Denker, dann wieder Bluffer, die sich aufblähen, leichte Dinge schwätzen und dabei, weiß Gott, wie klug zu sein glauben. Auch unter Büchern gibt es Abenteuerer, Raïstiqueros, Dandys der Moderne, dann wieder anspruchslose Leute, die damit zufrieden sind, wenn sie im trüben

wie das kleine Städtchen dieses Buches, ein Babel der

Wollust, ein letzter lebensfroher Ausschrei vor dem Tode.

Das alles wäre gut und richtig gesehen, das alles wäre an

sich Erfüllung gewesen, wie jeder reine Gedanke, jede Seh-

suchtsfrage, jeder Gedanke an Gott an sich Erfüllung ist.

Nur gebärden sich die Menschen hier zu oft wie Typen —

Schemen Gustav Renkers, nur sprechen sie zu oft die Sprache

einer mechanischen Platte, die Gustav Renkers Stimme

wiedergibt. In vielen langen Spalten ist es eine Auseinander-

setzung des Autors mit sich selbst. Wahre Menschenschilderei

muß differenzieren können. Deshalb wirkt Sandrissers

Figur so arg verzeichnet; nur deshalb wollen die Frauen-

gestalten nicht recht lebendig werden. Die gute Absicht des

Buches aber — der reine Sinn — ist mehr als viele andere

geben.

Im gleichen Verlage auch (Grethlein & Co.) geht Leo

v. Meyenburg mit seinem satirisch übertriebenen

Erstlingsroman „Gilles der Weichherzige“ die

große Moralfrage Menschenliebe von der expressionistisch-

modernen Seite an. Wie Watteaus italienische Komödien-

figur tritt Meyenburgs Gilles ins irdische Dasein. Als er

auf die Welt kam, meint sein Schöpfer, hätte er wie eine

bleiche Sonne ausgesehen, die „als fahler Fleck am nassen

Himmel schimmer“. Weiß gepudert war dann späterhin sein

Angezicht, zu weit der mondenfarbene Rock, phantastisch

kurz erschienen auch die Pantalons, da seine dünnen Beine

viel zu lang geraten waren, genau so wie die Wünsche seiner

Sehnucht, die Träume seiner Nächstenliebe. So wandert

diese Clownfigur, als reiner Tor am expressionistischen

Gängelband geführt, durch Ehen und das Jahrmärkte-

leben der modernen Stadt, wird von Harlekin (dem

Materialisten) zum besten gehalten, von Mezzetin (dem

Skeptiker) beneidet. In eine lebensgroße Puppe (E. T. A.

Hoffmann-Reminiszenz) träumt er die Reize aller Isabellen,

indes der Harlekin ihm Colombine vor der Nase weg-

schnappt. Erstaunlich hübsche Dinge stehen neben Platitüden,

Bildhaftes neben Mörtelmauerwerk. Unausgegorener Wein

fließt mit phantastischer Exzentrizität aus der gleichen Quelle.

duftiger Idealismus liegt über faulige Gasse gebreitet. Im

großen und ganzen eine begabte, nach dem Märchen zwin-

kernde Clownerie, die Hermann Teirlincks „Johann Dora“,

Szenen aus dem Leben eines Brabanter Gotikers, dem An-

schein nach nicht ohne Nutzen gelesen hat. Karl Hügin's

Federzeichnungen bemühen sich, ihren Mangel an Können

hinter modern-verschlatter Linienführung zu kaschieren; das

sonst häßlich ausgestattete Püchlein wäre ohne diesen

„Buchschmuck“ gefälliger zu lesen.

Mathilde Stubenberg hingegen (früher Gräfin

Stubenberg-Tinti) bleibt mit ihrem Frauenroman „Olga

Maria“ (Verlagsanstalt „Tyrolia“, 1923) in den Grenzen

der guten Gesellschaftserzählung. Sie durfte und wollte ver-

mutlich gar nicht moderner wirken, als es die Menschen und

Dezernaten waren, die sie hier wieder zu beleben kam. Ver-

armter Adel, Bürgerliche, Büstasherren unserer alten

Monarchie um die Wende des Jahrhunderts. Büstasorgen,

Wiener Geselligkeit, Rivieragestade! In diese drei Kapitel

fängt Mathilde Stubenberg ein Frauenleben, ihre rührende

Geschichte der schönen, fausten, klugen Olga Maria Ferjen,

die junge Herzensliebe ramponierter Familienehrenrettung

opfert und dem alten Onkel Béla Szenthély v. Szenthé-

lyaló treu in eine müde Ehe folgt. Hübsch und glatt führt

der Fabelierungsfaden durch das ganze Buch. Es ist ein

österreichischer Entwicklungsroman von guten Tendenzen,

romantischer Spannung und lebenswahren Charakteren bis

an das Ende getragen.

Einen anderen Weg ins alte Oesterreich ist Rudolf

Greinz mit „Fridolin Kristallers Ehe-

karren“ (L. Cizekmann Verlag, 1923) gefahren. Wer

Junsbruck, diese Stadt der köstlichen Kontraste

liebt, wer nicht nur als Tourist für wenige Tage

in irgendeiner Karawanerei gelebt hat, wer neben dem

großen Fremdenzug der Maria Theresienstraße auch Hötting

kennt (die „Kollackchen“, wie's die Junsbrucker gern

heißen), den Soggen, Wilten und nicht als letztes Bradl

mit seinem erst kürzlich begrabenen Bauerntheater, der bringt

für diese fröhliche Satire des „Linselenmalers“ Rudolf Greinz

die richtige Stimmung mit. Ein humoristisch-kleinstädtischer

Schelmroman aus den fünfziger Jahren, dem die

Situationskomik der Bauernkomödie oftmals in den Nacken

schlägt, kommt angeharrt. Ganz reizend vielversprechend,

vielleicht zu viel versprechend, die Schilderung der alten

Landballe Bradl, gleich im ersten Kapitel! Wie der Dorf-

brunnen auf dem Plage, so plaudert Rudolf Greinz von

diesem Dörfel; verjovnen, lodend, behäbig. Da leuchte

woh keine Eisenbahn im Land Tirol. Eine Holzbrücke

führte die Stadtfinger über die Sill. Bauernhäuser grühten

hinter blühenden Blumen, hinter dickbauchigen Mästen und

baumelnden Fuchsen hervor. Hier lud der „Brucknwirt“

zu gastlichem Trunk, dort neben dem Ingram-Schlüssel stand

der „Lodronische Hof“; langgestreckt, gelb mit grünen

Jalousien. Im Extrastüberl aber, an jedem Samstag abend,

sanden sich die Honoratioren des alten Dörfels Bradl zur

„Rechengilde“ ein. Kassian Torggler, Kirchenmaler, auch

Don Scirocco genannt, weil ihn der höllische Südwind

immer so himmelherrgottfährisch fluchen machte, war mit

von dieser edeln Kumpanei, Christian Höllriegel war dabei,

ein junger Student mit leeren Taschen, leerem Magen und

vollem Herzen, der die geistige Kost für die wüste Romantik

der Bradler Mitterstücke beizustellen pflegte, und auch er

sollte von der Tafelrunde sein, Fridolin Kristaller,

k. k. Kanzlist i. B., sollte und wollte es, sofern ihn der

dorf- und stadtbekannte Ehebrache Parbl nicht gar zu fest

am Zügel ihres Ehekarrens hielt. Als heiter-satirische Buch-

kastenbilder des Tiroler Kleinbürgertums, zuweilen derb,

zumeist nur harmlos lustig wechseln dann die Schelmen-

streiche dieser Ehe. Nicht so ähend bitter wie der Satiriker

Sepp Schluiferer in „Fern von Europa“, dennoch nicht

gerade mit süßer Honigbutter jagt Rudolf Greinz den engsten

Nachbarsleuten seiner Jugend (Greinz ist in Bradl geboren

und lebt in Junsbruck) heitere und gisliche Wahrheit. Nur

im Land Tirol, mag sein sogar auch ein Stüchchen

weiter über die Grenze, wo ihn Ludwig Thoma gezeichnet

hätte, konnte Fridolin Kristallers Schlussapothekse als

„heiligmäßiger“ Mensch wirksam aus der Werkstoff eines

Satirikers aus Tageslicht. Diese letzte übersteigerte

Situation des Schelmenromans, dieser fromme heitere

Schwindel wird und muß nicht jedermanns Sache sein.

Mit dem Studenten Christian aus „Fridolins Ehe-

karren“ hat Arnold Höllriegel wohl nur den gut öster-

reichischen Namen gleich. Mit Rudolf Greinz jedoch führt ihn

der Geist der Satire, der hinter Kulissen und Menschen sehen

will, zusammen. Vor zwei Jahren schon gab es einen Film-

roman „Die Filme der Prinzessin Fantöche“ von ihm zu

lesen, der amüsan und gewandt geschrieben war. In Heines

Wunderland der Phantasie nach „Bimini“ (Rudolf Mosse,

Buchverlag, 1923) geht diesmal die seltsame Reise. „Auf der

Insel Bimini quillt die allerliebste Quelle, fließt das Wasser

der Verjüngung. . .“ Nach Heines Insel Bimini! Wo aber

ist denn dieses Bimini? Was gibt es dort zu schauen? Gar

wunderliche Dinge immerhin: Verschönerungen, gelbe Sol-

daten, schöne Frauen, blaue Lichter. Soll das wohl den

Dänen Olaf Jaspersen dran hindern wollen, dort den Aben-

teuren nachzuspüren? Welche Qualen, welche wilden Aben-

türen, welche revolutionäre Schlachten und Rabalen Jaspersen

ertragen, miterleben und mitansehen muß, bis er endlich im

Erkentnis dessen kommt — was der Leser lange Zeit schon

ahnt — daß die ganze Republik hier Jimmy Goldsteins

Filmstadt ist, das liegt mit viel phantastischem Humor und

richtiger phantastischer Satire hingeworfen. Das Hübscheste

und Klügste aber scheint die einzig ernste Stelle dieses kleinen

Buches: „Ich werde den Lauf der Welt nicht ändern,“ sagt

Olaf Jaspersen gegen das Ende hin. „Seidem ich Bimini

verlassen habe, ist mir in schlaflosen Nächten eine große

Wahrheit aufgedämmert. Dieses Bimini, von dem ich Ihnen

erzählt habe, ist wohl ein äußerster Fall, ein extremes Bei-

spiel; aber sind heutzutage nicht alle Länder dieser Welt

mehr oder weniger — Bimini? Beobachten Sie das Leben,

das wir jetzt führen, die melodramatischen und phantastischen

Ereignisse, die uns seit einigen Jahren überwältigen — ist

das nicht Bimini wie es lebt? Ich werde den Verdacht nicht

los, daß hinter all dem ein Kinoregisseur verborgen ist, dem

kein Krieg wild genug sein kann, keine Revolution heftig

genug, keine Hungersnot hart genug. Ist das alles nicht von

einem mächtig begabten Schauerdramatiker des Kinos er-

funden, ist das nicht schon die Verfilmung der

Welt?“

Gedankenschwere Worte irgendwelcher Art geben Heinz

Lovotes „Euse Gaudi“ (Dr. Gehler & Co., Berlin,

1923) absolut nichts zu schaffen. Unwahr aufgetragene

Realistik, leichte Verrücktheit, der flüchtig hingeschriebene

Erzählerton, das alles wirkt vorstimmend. Vielleicht auch ist

man nach dem Kriege gegen derlei Berlin W.-Romantik

unbulsam geworden. . .

Neue Romane? Bücher sind wie Menschen! Zumeist

bewegt sich, was man kennen lernt, im besten Falle auf

der Mittellinie.